

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kleine Bilder aus dem Pariser Leben

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

Kleine Bilder aus dem Pariser Leben.

Die Milchverkäuferin.

(Taf. 6.)

Gewöhnlich ist es nur der Straßenwirrwarr, der den Fremden empfängt und begleitet, und das Gesellschaftsleben in höherer Beziehung, wie es sich in den sogenannten Salons darstellt, was in Paris zur Beobachtung auffordert. Selten aber nur führt Geschmack, Laune und Muße den Blick nach jenen Richtungen, wo sich das eigentliche Leben des Bürgers offenbart, wo wir die Fäden des kleinen Verkehrs geschlungen sehen, die doch so nothwendig für das Zusammenhalten des großen Ganzen sind, wo wir oft die eigentlichen Hebel bemerken, welche die Maschine in Bewegung setzen.

Unter den mannigfachen Verzweigungen, die sich in diesem Bereiche bemerklich machen, ist jener Theil von besonderer Wichtigkeit, der die Ernährung der Million Menschen, welche Paris bewohnt, umschließt. Hier bietet sich dem Beobachter ein weites Feld. Von dem rohen Naturprodukt, welches durch die Barrieren eingeführt wird, bis zu dem Nahrungsmittel, das der Einwohner durch die Hände vieler Zwischenhändler vermittelt erhält, ist ein Weg, der sehr interessant, aber oft schwer zu verfolgen ist. Jedenfalls muß man sehr früh aufstehen oder vielmehr gar nicht zu Bette gehen, denn die Zeit, in welcher die ungeheuern Bedürfnisse der Konsumtion Paris zugeführt werden, sind die ersten Stunden nach Mitternacht.

Alles ruht in der weiten Stadt; nur der verspätete Trinker, der aus seinem Kreise nachhause wankt, oder der junge Künstler, der aus dem Salon irgend eines vornehmen Mäcen heimkehrt und kein Kabriolet bezahlen kann, huscht an den Häusern vorüber. Selten raseln noch die Kutschen der Vornehmen durch die Straßen; die Välle und Soireen sind längst beendigt und man vernimmt jene Stimmen, die am Tage der Straßenkärm überdönt: das Schlagen der Glocken und das Riefeln und Plätschern der öffentlichen Brunnen. Paris, so unheimlich in dieser Stunde für Jeden, der es

kennt, und von den Verbrechen weiß, die hier zur Nachtzeit verübt werden, heimelt uns seltsam an. Das Gedränge des regen Verkehrs, das uns am Tage beengte und verwirrte, schweigt und wir vermögen ungestört den Eindruck in uns aufzunehmen, den diese Häusermassen, diese imponirenden Fronten, diese majestätischen Straßen oder in sich verschlungene Gäßchen, diese ruhende Weltstadt auf uns macht.

Allein schon graut der Tag; wir bemerken wie die Umrisse sich deutlicher sondern und das Einzelne hervortritt; das Licht der Laternen erleuchtet und wir sehen schon hie und da die großen lichten Buchstaben von dem dunkeln Hintergrund der Schilder an den Häusern sich hervorheben. Da rollen schwere Karren von den Höhen der Vorstadt St. Antoine, oder durch die langen Straßen der St. Martins- und St. Denis-Vorstadt, dem Boulevard zu. Die großen, starkbehuften Pferde stampfen das Pflaster und dazwischen tönt der Ruf der Treiber, die in lustiger Blause, selbst in strenger Jahreszeit, daneben laufen. Der Zug der Karren und Wagen, der immer ansehnlicher, immer dichter wird, nimmt seinen Weg zu den verschiedenen Hallen, je nachdem es Fische, Gemüse oder Getreide ist, womit die Fuhrwerke befrachtet sind. Einen Karren sehen wir aus der langen Reihe ausbiegen und an einer Ecke halten. Es ist die Milchbäuerin aus einem der Dörfer um Paris, die mit ihrer fetten, weißen und schmackhaften Waare, von ihren Kunden schon erwartet wird. Sie kommt stets zu derselben Stunde und das noch schläfrige Pferd ist froh, sobald es den bekannten Platz erreicht hat und überläßt sich, wie wir sehen einem angenehmen, morgendlichen Schlummer, den es im Stalle nicht mehr halten konnte.

Die Bäuerin wird sogleich in Beschlag genommen und sie hat kaum Hände genug Alle, so schnell wie sie es wünschen, zu bedienen. In Paris aber sind es nicht die Köchinnen oder Hausfrauen, die sich um den Wagen drängen. Jedes treibt sein Geschäft, seine Handlung, aber es gibt deren so mannigfaltige und alle wollen und sollen bestehen; das ist Grundsatz. Die Bäuerin

verkauft ihre Milch an die Händlerin im Kleinen und auch diese will leben und es wäre unrecht ihr den Erwerb zu schmälern. Muß sie doch so frühe aufstehen und sich plagen! die Köchinnen und Hausfrauen, die wohl bis Mitternacht zu schaffen hatten, theils in der Küche, oder in dem Hauswesen, oder in dem Laden des Mannes, der erst um 12 Uhr geschlossen wird, schlafen jetzt aus und wissen schon, daß sie ihre Milch zum Frühstück dennoch bekommen.

Auch unter den Milchhändlerinnen und Hölern gibt es verschiedene Rangklassen. Die untersten sind Diejenigen, welche in den Straßen und Plätzen, unter freiem Himmel ihre Waare feil halten, die aus nichts Andern als Milch besteht. Als eine solche ist wohl das Weib im Hute anzusehen, welches rückwärts vom Pferde steht. Als die geringste Repräsentantin dieses Handelszweiges, muß sie sich gedulden, bis die andern Kunden abgefertigt sein werden. Sie wird, sobald sie ihren nöthigen Vorrath hat, sich gleich an Ort und Stelle ansiedeln und den Köchinnen und Bürgerfrauen des Quartiers den Bedarf spenden. Höchstens trägt sie die Milchtöpfe vorher zum Brunnen und läßt etwas unschuldiges Wasser sich mit der fetten Flüssigkeit vermischen, um ihre Masse zu verstärken. Sie sagt zu ihrer Entschuldigung, daß zu fette Milch sich mit dem sauern Wein, den der Bürger trinkt, nicht vertrage und sie will somit zur Erhaltung des öffentlichen Gesundheitszustandes beitragen. Diese Milchweiber sind nur während der Morgenstunden sichtbar; sobald sie ihre Waare an den Mann, oder hier richtiger, an die Frau gebracht haben, legen sie ihre Würde ab, um sich andern Beschäftigungen hinzugeben.

Neben dem Manne sehen wir den Kopf einer kurzen dicken Frau, die mit einer Haube besleidet ist. Wenn uns nicht Alles trägt, so ist dies eine jener Dames de la Halle, von denen wir schon in dem vorhergehenden Artikel gesprochen haben. Sie wird mit ihrem Milchvorrath zur Halle ziehen und ihn dort unter schneeweißen Rahmkäse aus Brie, grünesprenkelten Roquefortkäse und andern dahin einschlagenden Artikel aufstellen. Weiter als die früher geschilderte Hölern, wird sie in der Verfälschung schwerlich gehen; denn ihr Stand in der Halle ist seit vielen Jahren bekannt, von der Mutter auf die Tochter vererbt und führt den Schild: au bouquet royal, zum Andenken an den Strauß, welchen die Damen der Halle einst dem Könige in feierlichem Zuge überreichten.

Neben ihr erblicken wir eine junge, zierlich geschnürte Frau, mit dem ächtpariser Morgenkopfsuß, dem unvermeidlichen Foulard, die so eben ihr großes Gefäß von der Bäuerin füllen läßt. Das ist die Laitière aus

der Rue Montmartre, St. Denis oder der nächsten Umgebung dieser Straßen, welche sich beeilen muß, da die Gewerbetreibenden in ihrer Nachbarschaft den Spruch kennen: Morgenstund hat Gold im Mund. Es ist Madame So und So, Inhaberin des Ladens „A la renommée du bon lait.“ Sie hat ein schönes Geschäft, den Laden mit großen Fenstern, die bis auf die Erde reichen, wie unsere Modehändler. Da sehen wir zwischen Blumen und Gewinden, zierliche Käse aufgestellt, Eier, Butter in dünnen Scheiben und mit Vasreliefs geziert, in Eiswasser schwimmend, langes Brod, um Vögel zu füttern, das besonders gebacken wird, dazwischen wohl auch gebackten Spinat und Sauerampfer in lockender Form; kurz ein recht appetitlicher Kram, der manchen Vorübergehenden zum Stillstehen reizt. Madame muß mit ihrer Milch nachhause eilen, denn sie hat noch verschiedenes damit vorzunehmen. Sollte man es wohl denken, daß sie aus dieser einig und untheilbaren Masse dreierlei Sorten bereitet, je nach dem Bedürfniß eines Jeden, der in ihrem Laden Milch verlangt! Daß der Rahm abgeschöpft wird, ist in der Ordnung. Kein Pariser trinkt den eigentlichen, den dicken Rahm im Kaffee. Diese Waare No. 1. wird den Köchen und Kuchenbäckern überlassen, die sie zu Saucen, Brühen und zu dem brauchen, was man in der Kochkunst Schnee benennt. Die zweite Sorte wird den Kaffeetrinkern, die etwas daran wenden können, empfohlen; denn diese Gattung von Milchhändlerinnen, die im Besitze eines eleganten Ladens sind, wissen schon ordentliche Preise zu machen. Die dritte Sorte, die eigentliche blaue Milch, die nicht viel besser als Milchwasser ist, ist diejenige, die von dem eigentlichen Pariser Bürger bei seinem Frühstücke in Anwendung gebracht wird.

Jetzt folgt die Dame im karirten Tuche. Ich glaube nicht, daß diese hier ihren Einkauf selbst besorgen will, vielmehr bin ich der Meinung, daß der Junge mit dem Kasserol zu ihr gehört. Sie scheint die Bäuerin nach etwas zu fragen und diese ihr aufmerksam zuzuhören. Ich weiß was sie will. Es ist die Besitzerin des Kaffeehauses in der Straße, wo die Bäuerin hält, die heute eine besondere Bestellung macht, da die Offiziere der Nationalgarde ihres Arrondissements sich zu einem Festessen bei ihr einstellen werden. Der Junge, einer von des Kochs Gehilfen, soll den Vorrath in dem Kasserol nach Hause tragen. Die Bäuerin muß natürlich berechnen ob sie langen wird, denn die gewöhnlichen Kunden haben keinesweges Lust heute leer auszugehen und vor Allem muß sie diese befriedigen. Das weiß denn auch der alte Mann im blauen Hemde, der mit seinem Vitre ruhig dasteht und wartet bis die Reihe

an ihn kommen wird. Er macht den ambulanten Milchverkäufer. Es ist ein sogenannter Kommissionär, vielleicht ein Savoyard von Geburt, der des Morgens den Leuten Milch in die Wohnungen bringt und deshalb an seinem bescheidenen Laden eine Tafel befestigt hat, worauf zu lesen steht: „Marchand de lait à domicile, sans frais ni falsification, provenant de la grande laiterie royale de Meudon.“ Ja, ja, mit diesem Titel prangt der Handelsmann, den wir hier so bescheiden harrend unter seinen bedeutendern Konkurrenten, an dem Karren der Milchbäuerin stehen sehen.

Das Wort falsification bringt uns noch auf eine besondere Ausbeutung des Milchhandels, die wir jedoch bei den hier von uns geschilderten guten Leuten, nicht voraussetzen mochten. Das Verdünnen der Milch durch Wasser, das Verdicken des Stoffs durch ein wenig Mehl oder Eiergelb, Alles das, was von unschädlichen Beimischungen von den Verkäufern hinzugethan wird, nennt man in Paris nicht Verfälschung, falsification. Allein es gibt eine verbrecherische Industrie, welche nicht blos Milch, sondern fast alle Lebensmittel geradezu des Ge-

winnes wegen, in Gifte verwandelt und die daher mit unerbittlicher Strenge von der Polizei verfolgt wird. Bald geschieht dies um der Waare eine schönere Farbe zu geben, oder ihr Gewicht zu verstärken, oder ihre Masse zu vermehren. Manchmal geht der freche Betrug so weit, daß von dem angeblichen Stoffe nicht das Geringste in der Mischung vorhanden ist, die unter seinem Namen verkauft wird, und so hat man Milchverfälscher entdeckt, die aus Wasser, Kreide, Gips und etwas fetter Substanz ein Surrogat verfertigt hatten, das sie Milch benannten. In neuester Zeit ist die Ueberwachung der Nahrungsmittel von Seiten der Behörde sehr aufmerksam und der Ueberführung folgt un-nachlässig eine strenge Strafe.

Hiermit schließen wir denn diese kleine Schilderung eines an sich geringfügigen Gegenstandes, der bei uns gewiß nicht die Seiten zur Betrachtung darbietet, wie in Paris. Daß diese nun bei wichtigern Beziehungen auch interessanter sind, darf hier wohl nicht erst bemerkt werden.

Der Richter und der Teufel.

(Deutsches Volksmärchen.)

(Ist aus Ludwig Bechstein's „deutschem Märchenbuch“, welches eine recht dankenswerthe Ergänzung der Grimmschen Märchen bildet, und, so lange diese ihren unpopulären Preis beibehalten, in manchem deutschen Hause (36 fr.!) doppelt willkommen sein wird. Das „Märchenbuch“ hat, so weit wir bis jetzt gelesen, (und es ist nahezu die Hälfte), lauter echte Volksmärchen, hält auch in der Ausdrucksweise, wie und da ein paar falsche Diamanten abgerechnet, den reinen Volkston ein. Nur von dem einleitenden Märchen kann beides nicht gesagt werden, denn dieses ist kein Märchen, sondern eine fleisch- und blutlose Allegorie.)

In einer Stadt saß ein Mann, der hatte alle Ri-fen voll Geld und Gut, er selbst aber war voll aller Laster; so schlimm war er, daß es die Leute schier Wunders dünkte, daß ihn die Erde nicht verschlang. Dieser Mann war noch dazu ein Richter, das heißt, ein Richter, der aller Ungerechtigkeit voll war. An einem Markt-tage ritt er des Morgens aus, seinen schönen Weingarten zu sehen, da trat der Teufel auf dem Heimweg ihn

an, in reichen Kleidern und wie ein gar vornehmer Herr gestaltet. Da der Richter nicht wußte, wer dieser Fremdling war, und solches doch gern wissen mochte, so fragte er ihn nicht eben höflich, wer und von wanne er sei? Der Teufel antwortete: „Euch ist besser, wenn Ihr's nicht wisset, wer und woher ich bin!“ — „Hoho!“ fuhr der Richter heraus, „seid wer Ihr wollt, so muß ich's wissen, oder Ihr seid verloren, denn ich bin der Mann, der hier Gewalt hat, und wenn ich Euch dies und das zu Leide thue, so ist Niemand, der es mir wehren wird und kann. Ich nehm' Euch Leib und Gut, wenn Ihr mir nicht auf meine Frage Bescheid gebt!“ „Steht es so schlimm,“ antwortete der Arge, „so muß ich Euch wohl meinen Namen und mein Herkommen offenbaren; ich bin der Teufel.“

„Hm!“ brummte der Richter, „und was ist hier Deines Gewerbes, das will ich auch wissen?“ „Schau, Herr Richter,“ antwortete der Böse, „mir ist Macht